

Was ist gutes Leben?

Ein Kommentar von Tatjana Rosendorfer

„Körperliche Unverletzlichkeit und Sicherheit, die verlässliche Versorgung mit Nahrung, Kleidung und einem Zuhause, in dem sich Kinder wohlfühlen können, liebevolle und akzeptierende emotionale Nahbeziehungen zu Eltern, Verwandten und Freund(inn)en sowie die Möglichkeit, auch einmal etwas Schönes erleben zu können ...“ - das sind Vorstellungen, die Kinder und Jugendliche einem Forschungsprojekt der Hochschule Fulda zufolge von einem ‚guten Leben‘ entwickeln. Dabei bestehen diese Vorstellungen schichtübergreifend, also sowohl bei eher behütet aufwachsenden Kindern als auch bei Kindern aus mehrfach belasteten Familien - so als bestünde ein unausgesprochener Konsens unter Kindern darüber, was sie zum guten Leben brauchen. Allerdings müssen sich benachteiligte Kinder mit ihrer eigenen sozialen Herkunft, den daraus resultierenden exkludierenden Statuszuschreibungen - eben nicht dazu zu gehören - und ihrem Mangel an Verwirklichungschancen in der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft auseinandersetzen, von der sie akzeptiert werden wollen (Kreher et al. 2010).

Armut ist die wichtigste Ursache für soziale Benachteiligung und wesentlicher Belastungsfaktor für die betroffenen Personen. Der Mangel an Geld schränkt Konsummöglichkeiten und Teilhabe ein und verhindert eine gerechte Verteilung der Möglichkeiten zur Lebensgestaltung. Die Bekämpfung von Armut durch Gewährung von Sozialleistungen sichert die Existenz, weniger jedoch ein ‚gutes Leben‘ im Sinne von Verwirklichungschancen und sozialer Teilhabe. Die Regelbedarfe zur Sicherung des Lebensunterhalts berücksichtigen - wie allenthalben beschrieben und kritisiert wird - zu wenig die tatsächlichen Konsumbedarfe von Haushalten. Im Gegenteil: Die Orientierung an den untersten Einkommensschichten, die Streichung von Budgetposten nach Maßgabe der Politik und damit die willkürliche Abweichung vom Statistikmodell, die fehlende empirische Datengrundlage für die Bedarfe von Kindern - diese Merkmale der Regelbedarfsberechnung lassen vermuten, dass die Politik die Sozialleistungen „normativ, subjektiv ergebniszentriert“ (Hufnagel 2010) ermittelt. Dies hat unter anderem zur Folge, dass Kinder gerade in den Lebensbereichen Bildung, Freizeit und Gesundheit eklatant benachteiligt werden.

Daten über Konsumbedarfe, die sich an der tatsächlichen Lebenssituation von Haushalten orientieren, bieten die Referenzbudgets, die in Deutschland derzeit von der Deutschen Ge-

sellschaft für Hauswirtschaft (dgh) erarbeitet werden und die in europäischen Nachbarländern wie Österreich, Schweiz oder Niederlande Einzug in die soziale Arbeit gehalten haben. Die Referenzbudgets ermitteln auf Basis der Einkommens- und Verbrauchstichprobe des Statistischen Bundesamtes Bedarfswerte für die Lebenshaltung von Personen je nach Haushaltstyp und differenziert nach Lebenshaltungsniveau. Sie geben als Vergleichsdaten zum einen Orientierung für die Beratung von Haushalten und unterstützen zum anderen die sozial- und familienpolitische Diskussion bei der Beantwortung der Frage, was man zum Leben braucht (Bürkin/Preuße 2010). Damit enthalten sich die Referenzbudgets der normativen Festlegung, was ‚wünschenswerter‘ Konsum ist. Gleichzeitig jedoch ermitteln die Referenzbudgets auf empirischer Basis, welche Ausgaben mit einem gegebenen Einkommen möglich sind und welches Minimumbudget für ein Leben in Würde notwendig ist (Weinberger-Miller 2010). Das sozialpolitische Ziel, ein ‚gutes Leben‘ für alle, also auch für die Benachteiligten in unserer Gesellschaft fördern zu wollen, würde bedeuten anzuerkennen, dass zur Lebenshaltung in einer Konsumgesellschaft mehr gehört als ausreichend Nahrung und ein Dach über dem Kopf, dass soziale und kulturelle Teilhabe auch über Konsumgüter erfolgt, die der Identitätsstiftung und der sozialen Positionierung dienen, und der Konsum somit ein integrativer Bestandteil der kulturellen Lebensart ist.

Literatur:

Bürkin, Birgit; Preuße, Heide (2010): Referenzbudgets - eine Einführung, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft 58. Jg, Heft 4, S. 178-179

Hufnagel, Rainer (2010): Die Berechnung von Mindestbedarfen, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft 58. Jg, Heft 4, S. 187-191

Kreher, Simone; Marr, Eva; Keller, Christine (2010): Einen Porsche Cayenne mit Wohnanhänger fahren, eine eigene Katze haben dürfen oder bei einer Freundin übernachten? Wie Kinder ihre Vorstellungen von einem „guten Leben“ heute zum Ausdruck bringen, in: Forum Gemeindepsychologie, Jg. 15, Ausgabe 3 (www.gemeindepsychologie.de/fg-3-2010_05.html, zuletzt aufgerufen am 30.4.2012)

Weinberger-Miller, Paula (2010): Referenzbudgets für den Haushalt, in: Schule und Beratung Heft 7, S. IV-1 - IV-3

München, Mai 2012